Yanis Varufakis kennt, dem anderen Eremiten in Griechenland: Alle sind doof, nur ich nicht.

„So sang ich in die Saiten“? Hallo? Das ist der Jargon der Befindlichkeit, wie er einem bis heute von Yogamatten heruntergepredigt wird. Kein aufgeklärter Geist, nur zwielichtiges Geraune, wie bei Anthroposophen und Selbsterfahrern, Ganzheitlichen und „Ich bin Künstler“-Künstlern.

„Lasst von der Wiege an den Menschen ungestört!“, so reden Kinderlose und Väter, die mit dem Nachwuchs nichts zu schaffen haben wollen.

Gewiss kann man einem Eremiten nicht vorwerfen, Gefühle in schrebergärtnerischer Schlichtheit zu beschreiben: „Eine neue Röte stieg auf in seinem Gesichte, und seine Gestalt wuchs, wie die erfrischte Pflanze, in die Höhe.“ Aber auch Einsamkeit ist kein Freibrief für süßliche Geschwätzigkeit und Sätze wie: „Es wurde Licht gebracht, und wir sahen von Neuem mit leisem liebenden Forschen uns an.“ Hoher Ton und falscher Klang.

„Ich verspräche gern diesem Buch die Liebe der Deutschen“, kokettiert es schon in der Vorrede, als Anbiederung an ein Volk, das seine Zeit der Umnachtung noch vor sich hat und alles brauchte, nur begriffsferne Großgefühle nicht.

„Wie ein siegender Halbgott, wallte da zwischen der herrlichen Wildnis des Helikon und Parnass, wo das Morgenrot um hundert überschneite Gipfel spielt, und zwischen der paradiesischen Ebene von Sikyon der glänzende Meerbusen herein.“ Fürs Utopische muss natürlich wieder Mama herhalten. Mutter Natur wird als Sichtschutz vor die sozialen Systeme gespannt. So kam die Landschaft zu den Deutschen.

Es ist die Larmoyanz alter Männer, die ohne Familie, ohne Kumpel und akzeptable Streaming-Dienste irgendwo in Griechenland festsitzen und die Adresse des Reiseveranstalters verloren haben.

Hexameter auf Hexameter, ein endloser Zug feierlich-ernster Kadenzen, dass man nach wenigen Seiten schon ganz jambisch im Kopf wird und es einem schon in die Alltagssprache fährt: „Wo aber steht, im Lidl, die Wurst und wo die Kania-Mayonnaise?“ – „Ich aber, Schöne, hätte gern den Latte, vanilla-flavored, und dazu was Süßes.“

Eine Lieblingsmetapher des *Hyperion* übrigens ist die Biene, der „ihr kleines Reich gelingt“, als reiche es aus, hirnlos umherzuschwärmen, während Big Queen es im Hintergrund schon richtet. Religion und Ästhetik aber sollten – und das, Hölderlin, ist die eigentliche Lehre der Großen Revolution – möglichst aus der Politik herausgehalten werden.

Sonst ist man, summ-summ-summ, bei diesen schönen Wörtern, wie „Heldenbrüder“, „Göttersöhne“, „Unsterblichkeit“, bei „heiligem selbsterwählten Tode zur Freiheit“. Das ist wabbelige Götterspeise, kein Kanon-Futter. Das taugte, apropos, vor Langemarck, füllte erst die Tornister und dann die Gräber.

„Mängel und Mißgriffe gibt es überall und so auch hier“? Natürlich. Klar gibt es Stellen der Einsicht, aber man muss sie suchen. „Mit der Nacht des Abgrunds vergleicht er (der Mensch) oft sein Leiden und mit dem Äther seine Seligkeit, und wie wenig ist damit gesagt?“ Eben. Und schon im nächsten Satz dämmert und schmerzt und wehet es wieder ganz ungeniert durchs Elysium, im Saitenspiel der Geliebten – Himmel! In England schrieb zur gleichen Zeit Jane Austen.

Der *Hyperion* endet drohend: „So dacht’ ich. Nächstens mehr“. Auch das bleibt folgenlos dahingesagt. Diesmal zum Glück.

Alexander Smoltczyk

Großkapitalistische Schweinebacke

Bertolt Brecht: *Die heilige Johanna der Schlachthöfe.* Erschienen 1931.

● Ein gefleddertes Büchlein, orangefarben, auf dem Titel acht waagerechte Linien und neun Wörter: *Bertolt Brecht. Die heilige Johanna der Schlachthöfe. Edition Suhrkamp*. Welches Gefühl stellt sich ein?

Erstens Sentimentalität, das ist ja klar, denn die Proben in der Aula, bei denen die verehrte Mitschülerin Anne eine wunderzarte Johanna war (und der Rezensent die großkapitalistische Schweinebacke Mauler), liegen 33 Jahre zurück. Zweitens Ehrfurcht: Oh, wir meinten es ernst, und Bertolt Brecht hatte die Worte, nach denen wir suchten. Drittens ... ach, drittens.

Es ist ja so langweilig.

Pierpont Mauler handelt in Chicago mit Fleisch, und es geht ihm um sein Geld und kein bisschen darum, die Menschheit zu ernähren. „Die oben sitzen oben nur, weil jene unten sitzen“, sagt Johanna, und als sie darum den Widerstand anzettelt und mit Mauler verhandeln will, sagt dieser: „Abgerissenes Pack, was? Neidisch aussehend, was? Und gewalttätig, wie? Ich bin nicht zu sprechen.“

Dieser Mauler hat sein Fleischimperium abgestoßen, weil ihm Freunde von der Wall Street einen Tipp gegeben hatten. Die Arbeiter, zuvor lausig bezahlt, werden nun noch lausiger bezahlt, falls sie noch Arbeit haben. Johanna von den Schwarzen Strohhüten will Mauler bekehren und die Arbeiter zu Gott führen, aber Gott will und kann niemandem helfen, und Johanna verrät die Arbeiter, indem sie deren Streik verrät. Mauler gewinnt, denn als er sein Imperium zurückkauft, ist seine Konkurrenz erledigt, und er kann viele Arbeiter entlassen und die restlichen noch viel lausiger bezahlen.

Bertolt Brecht wollte erziehen, Botschaft und Moral sind der Sinn seines epischen Theaters. Holzhämmer aber nutzen sich ab; das fällt hin und wieder auch auf, wenn man heute 40 Jahre alte SPIEGEL-Hefte liest – Brecht ist schlimmer. Wenn Werke überdauern sollen, brauchen sie Tiefe, Widerspruch, auch Humor wäre hilfreich.

Es gibt ja unterschiedliche Gründe dafür, dass Meisterwerke irgendwann wie das Gegenteil wirken. Wie träge heute *Anna Karenina* zu lesen ist! All diese kürzbaren Sätze, das ganze Geschwurbel; 200 Seiten weniger, und es entstünde ein Text für unsere Zeit.

Die *Heilige Johanna* ist noch immer 149 Seiten flott, aber fürchterlich eindimensional, so vorhersehbar. Der miese Mauler bleibt mies. Beziehungsweise: Er bleibt bis kurz vor dem Ende mies, dann kommen ihm natürlich doch die erwarteten Zweifel, denn Johanna Dark hat den letzten Suppenteller von sich gestoßen und ist edel gestorben, „im Dienste Gottes, Streiterin und Opfer“. Fahnen bedecken in den Schlachthöfen den gepeinigten Leichnam, es ist vorbei, halleluja.

Klaus Brinkbäumer

Dünen des Geistes

Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften.* Erschienen ab 1939.

● Im neuen Roman von Robert Menasse, *Die Hauptstadt,* der im September erscheint, soll der österreichische Außenminister einen Fragebogen für eine Frauenzeitschrift ausfüllen; sein Pressesprecher hilft ihm dabei:

Die privaten Fragen. Zum Beispiel: Lieblingsbuch. Was schlägst du vor?

Es ist in Österreich Tradition, dass Politiker bekennen: „Der Mann ohne Eigenschaften“. Drunter geht es eigentlich nicht. Und Tabu ist auf jeden Fall ein lebender Autor. Die Leut wollen keinen Lebenden.

Na gut, dann sind wir gut österreichisch. „Der Mann ohne Eigenschaften“. Den hat ja schon, so viel ich weiß, der Kreisky geliebt.

Und der Sinowatz, der Klima und der Gusenbauer.

Nur die Roten?

Nein, auch der Mock, der Khol und sogar der Molterer.

Na drunter kann ich nicht gehen.

Ja, drunter kann man nicht gehen, drüber aber auch nicht. Das ist die Crux des Buches, das war schon die Crux seines Autors. Denn Scheitern kann man ja nur am Großen, und schließlich war das Buch so groß geworden, dass es niemand mehr lesen mag, aber jeder es für seine Pflicht hält, so zu tun als ob. Zeit, damit aufzuhören.

Gut 1600 Seiten Torso, ein Ausklang in Entwürfen, die weder Auflösung noch Erlösung bringen: Zeitlebens fand Robert Musil, der 1942 überraschend starb, nicht mehr hinaus aus seinem labyrinthischen Versuch, der Welt mit seiner titelgebenden Hauptfigur zu zeigen: „Der Mensch ist nicht komplett und kann es nicht sein. Gallertartig nimmt er alle Formen an, ohne das Gefühl der Zufälligkeit seiner Existenz zu verlieren. Auch ihn, wie alle Personen meines Romans, enthebt die Mobilisierung der Entscheidung.“

Der genügsame Bruder Lustig dieses Vorhabens ist der *Zauberberg,* auch so ein Panorama der europäischen Gesellschaft kurz vor dem Er-



Gut 1600 Seiten Torso, ein Ausklang in Entwürfen, die weder Auflösung noch Erlösung bringen.

Illustrationen: Tim Möller-Kaya für LITERATUR SPIEGEL

sten Weltkrieg mit einem Helden beinahe ohne Eigenschaften (wenn auch, verglichen mit dem scharfsinnigen Ulrich, Hans Castorp erst recht Tor ist und bleibt) – aber eben auch ein Roman, von dem der verdrossene Musil sagte, „in seinen ‚geistigen Partien' ist er wie ein Haifischmagen". Das ist so gut gesehen wie gesagt. Doch ist Musils Versuch, der Nummernrevue à la Thomas Mann weiträumig aus dem Wege zu gehen, zu einer Dünenlandschaft geraten, in der, wer sich nicht ohnehin verirrt, auf irgendeiner sanften, klug formulierten Erhebung in Schlummer versinkt. *Elke Schmitter*

Bourgeoisie, die halt lächerlich ist

Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel.*
Erschienen 1892.

● Wir lasen Theodor Fontanes Roman *Frau Jenny Treibel* in der Oberstufe. Heute bedauere ich es. Weniger für mich, ich hatte diese plumpe Imitation eines Gesellschaftsromans rasch vergessen, als für meine Mitschülerinnen und Mitschüler. Viele wählten Berufe, in denen sie nicht mehr oft zum Lesen kommen. Wie sinnvoll hätte man die Zeit nutzen können? Wir gingen in Saarbrücken zur Schule – nie werde ich verstehen, warum wir nichts von Ludwig Harig lasen. Es hätte für alle einen großen Unterschied gemacht.

Woran aber erinnert man sich, wenn man sich an Fontanes *Treibel* erinnert? An eine lächerliche Frau. Der Autor hat sie sich so ausgedacht, schön lächerlich. Dann zeigt er dem Leser einen ganzen Roman lang, wie lächerlich sie ist. Viel Überredungskunst war nicht vonnöten, denn das Bürgertum galt in Deutschland ohnehin meist als lächerlich: Nicht edel wie der Adel, nicht fromm wie der Klerus, nicht zackig wie das Militär und nicht unschuldig wie die Armen. Fontane unterscheidet zwischen guten Bildungsbürgern und der Bourgeoisie, die halt lächerlich ist und bleibt.

Dass sich Interessen und Ideale nicht ausschließen, sondern gegenseitig befördern können – auf diese Idee kommt Fontane nicht. Schade, sie hätte Deutschland einiges erspart. Seine Figuren haben die Komplexität eines Handpuppentheaters für Krabbelgruppen, die Geschichte selbst erfindet jeder minderbegabte Serienautor, wenn man ihn nachts um drei weckt in zehn Sekunden, und der Stil verrät die Absicht. Das einzig Positive: Man liest dieses Ding sicher nur einmal. Es eignet sich als Krankenlektüre, wenn man sich durch die Erfahrung von Schmerz und Elend kein gutes Buch verderben möchte. Fontane-Profis mögen das lesen oder Menschen, die böse eine Wette verloren haben, oder eben Schülerinnen und Schüler, die Pech hatten. Wer sich für das Bürgertum des 19.Jahrhunderts interessiert, möge Flaubert lesen. *Nils Minkmar*

Franz, die Laborratte

Alfred Döblin: *Berlin Alexanderplatz.*
Erschienen 1929.

● Manche Bücher kann man nur befreien, indem man sie hasst. *Berlin Alexanderplatz* zum Beispiel. Der arme Alfred Döblin und die Tausenden von Seiten, die er sonst so in seinem Leben geschrieben hat. Nahezu vollständig verschwinden sie hinter diesem einen Roman; niemand kennt irgendwas von Döblin – außer *Berlin Alexanderplatz*. Das verdammte Buch steht als Granitmonument in der Literaturgeschichte herum und nimmt dem bedauernswerten Mann und seinen anderen Büchern alles Licht. Wenn man es umwirft, tut man allen einen Gefallen: Die anderen sind wieder sichtbar und können selbst in die Welt hinausschauen (Und es behaupte niemand, Bücher hätten keine Augen! Die haben noch ganz andere Organe, um sich ihre Leser zu suchen!) – und *Berlin Alexanderplatz* könnte man vielleicht sogar mal wieder auf den Nachttisch legen und lesen. Mit Granitmonumenten geht das nicht.

Und ist es bei näherer Betrachtung nicht eh ein reichlich missglückt gewähltes Denkmal? Kommt es nicht immer anmaßend und latent zynisch, wenn akademisch gebildete Schriftsteller sich in den „kleinen Mann" oder die „einfache Frau" hineinversetzen wollen? Die Vorrede zu *Berlin Alexanderplatz* legt nahe, die Geschichte von Franz Biberkopf als Moritat zu lesen, eine schaurige Ballade mit Moral, archaisch künstlich, zugleich Groschenliteratur. Trotzdem erzählt Döblin nah an seiner Figur, nur dass diese von vornherein eine Funktion innerhalb der experimentellen Erzähltechnik zu erfüllen hat. Der Autor ringt in seiner bildungsbürgerlich mythischen Überhöhung des Geschehens weniger mit dem Schicksal seines Franz, als er sich an seiner eigenen Allmacht über das Schicksal berauscht. Döblins Franz ist nichts als seine literarische Laborratte.

Rückblickend wirken die ästhetischen Mittel, die in *Berlin Alexanderplatz* die Großstadt erfahrbar machen sollen, ziemlich in die Jahre gekommen. Walter Benjamin hat schon in einer zeitgenössischen Rezension Döblins Montagetechnik hervorgehoben. Seltsamerweise hat sich die damals noch brandneue Montagetechnikkunstform, der Film, weit besser gehalten. Der Döblin dagegen ist gut angestaubt. Ein Grund dafür könnte sein, dass Bilder viel unmittelbarer wirken und so eine Suggestivkraft entfalten, die Wörtern immer fremd bleibt. Sprache unterliegt immer dem Paradoxon, dass sie zugleich Wirklichkeit einfangen und sich vom Leib halten will. Sprachliche Montage bleibt denn auch immer ein intellektuelles Spiel, während die filmische keinen Widerspruch duldet und Wirklichkeit herstellt (und sei diese Wirklichkeit auch noch so surreal). Es ist fast logisch, dass *Berlin Alexanderplatz* in gleich zwei Verfilmungen zu Ruhm gekommen ist – beide besser als das Buch selbst.

Wahrscheinlich war *Berlin Alexanderplatz* nie Avantgarde, sondern von Anfang an hoffnungslos veraltet – weil es der Großstadt wie ein entlaufener großbürgerlicher Pudel hinterherhechelt, anstatt ihr ins Gesicht zu pissen. *Juliane Liebert*



Wahrscheinlich war „Berlin Alexanderplatz" nie Avantgarde, sondern von Anfang an hoffnungslos veraltet.

Das unselige Predigen

Gotthold Ephraim Lessing: *Nathan der Weise.*
Erschienen 1779.

● Es ist das berühmteste Stück der deutschen Aufklärung, es ist toleranzeuphorisch, menschenfreundlich, universalistisch, es hat eine klare Botschaft, die über jeden Zweifel erhaben ist – und genau das ist sein Problem. *Nathan der Weise*, geschrieben 1779 von Gotthold Ephraim Lessing, rennt offene Theatertüren ein, es ist der Pädagogen und Pastoren liebstes Stück, ein Lehrstück vom großen Einverständnis. Einst mag die Botschaft, dass die drei monotheistischen Religionen gleichviel wert seien, provokant gewesen sein, heute ist sie harmlos, hier im säkularisierten Westen, aber selbst wenn sie nicht harmlos wäre: Theater mit Botschaft ist immer bäh. *Nathan der Weise* zielt nicht auf den denkenden Zuschauer, sondern auf den meinenden, auf den Zuschauer, der sich nicht irritieren, sondern bestätigen lassen will, auf den Zuschauer, der nicht seinen Intellekt oder gar seinen Geschmack schulen, sondern seine Moral beweisen will, kurz: auf den Zuschauer, der Kunst eigentlich gar nicht mag. Lessing, ein protestantischer Pastorensohn, nannte die Bühne seine „Kanzel", auf der er „predige", sein Ziel: die Zuschauer zu erziehen. Dummerweise hat er, der zum Begründer des deutschen Nationaltheaters wurde, auch Generationen von Theatermachern erzogen. *Nathan der Weise* ist das erste weltanschauliche Ideendrama, keine Kunst, sondern Kunstpädagogik. Mit ihm beginnt das unselige Predigen der deutschen Schauspielhäuser. Sollen all die Lessing-Epigonen doch bitte Leitartikel schreiben, aber keine Literatur, sollen sie doch auf die Kanzel steigen, aber nicht auf eine Bühne. *Tobias Becker*

Fortgesetzt auf Seite 8

AUSSERDEM IM LITERATUR SPIEGEL:

Linda Boström Knausgårds *Willkommen in Amerika* S. 4
Neue Krimis S. 5
Rodrigo Hasbúns *Die Affekte* S. 6
Bee Wilsons *Essen lernen* S. 7
Jaroslav Kalfařs *Eine kurze Geschichte der bömischen Raumfahrt* S. 7
Hédi Kaddours *Die Großmächtigen* S. 10
Marie NDiayes *Die Chefin* S. 11
Yasmina Rezas *Babylon* S. 12
KULTURPROGRAMM IM AUGUST S. 14
Abgesang: Ein Gedicht von Thomas Kunst S. 19
IMPRESSUM S. 19